



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur : Joseph Freiherr
von Eichendorff.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Charakterbilder aus der deutschen Restaurations- literatur.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Es graffirt unter vielen unsrer neuen Belletristen, welche die fehlende Disciplin ihres Geistes gern durch einige bequeme Stichwörter ergänzen, um sich in der Verwirrenheit ihrer Vorstellungen leichter zu orientiren, die Ansicht, im Norden Deutschlands sei der Verstand zu Hause, im Süden dagegen Phantasie, Gemüth und Poesie. Diese Vorstellung, deren Absurdität der erste oberflächliche Blick auf die Deutsche Literatur nachweist, kann man nur erklären, wenn man sich daran erinnert, daß Phantasie und Gemüth bei uns ganz conventionelle Formen angenommen haben, daß man nur diejenigen Empfindungen gemüthlich findet, die sich auf hergebrachte, von beliebten Dichtern des Breiten ausgeführte Stoffe beziehen. Seitdem vollends die Birch-Pfeiffer das Auerbach'sche Lorle dem Theaterpublicum zugänglich gemacht hat, wird man bald nichts mehr gemüthlich finden, als was schwäbelt. Eichendorff aber können wir selbst in dieser conventionellen Bedeutung als eine Probe norddeutscher Gemüthlichkeit anführen. Er ist in Schlessen geboren, und sein ganzes Leben fällt in den eigentlichen Norden Deutschlands, Ostpreußen und Berlin. Trotzdem weiß kein Schwabe und kein Destreicher so gut zu schildern als er, wie die Brunnen rauschen und die Nachtigallen schlagen, wie die Sommerlüfte wehen und wie die Mondesstrahlen ein freundliches Grün bescheinen, wie hübsche Dirnen aus den Erfern des Morgens noch halb verschlafen auf die Wanderer grüßend herabblicken und sich dazu die Haare strählen und dergleichen. Wir glauben nun zwar, daß das Gemüth nicht unbedingt an diese lyrischen Requisiten gebunden ist, an Brunnen, an Nachtigallen, an Mondesstrahlen und an verschlafene Mägdlein, daß es sich vielmehr leicht verliert, wo es ihm durch fertigen Theaterstoff gar zu bequem gemacht wird; aber bei Eichendorff ist wirkliches Gemüth, seine Gegenstände sind von der Art, daß sie Jedermann ansprechen, daß man sich keine Mühe

zu geben braucht, um ihren geistigen Gehalt zu durchdringen, und dabei sind sie doch mit Wärme und wenigstens zum Theil auch mit individueller Lebendigkeit empfunden und wiedergegeben.

Fast von jedem unsrer Dichter zweiten Ranges besitzt die Nation irgend ein charakteristisches Stück, das sie wie ein Bijou hegt und das ihr das Gesamtleben des Dichters symbolisch versinnlicht. So von Fouqué die Undine, von Brentano den braven Kasperl, von Arnim die schöne Isabella von Agypten, von Kleist den Koblhaas, von Chamisso den Peter Schlemihl, von Hoffmann Meister Martin den Küffner u. s. w. Eichendorffs Wesen wird uns am besten durch seine kleine Novelle: Aus dem Leben eines Taugenichts, versinnlicht. Sie ist 1824 geschrieben. Der Verfasser war damals 36 Jahre alt und längere Zeit hindurch bereits preussischer Beamter, mehrere Jahre Regierungsrath. Man könnte sich leicht versucht fühlen, das Ideal, welches im Taugenichts geschildert wird, aus der Sehnsucht eines vielbeschäftigten Bureaukraten nach einem Augenblick sorgenlosen Müßiggangs herzuleiten, ungefähr wie Immermann sich aus den gewohnten Kreisen der Münchhausen und Epigonen in das naturwüchsigte Stillleben einer westphälischen Dorfgemeinde flüchtete. Es ist sehr begreiflich, daß der Beamte, der jeden Tag seinen bestimmten Gang, jeden Tag einen ihm äußerlich gesetzten Zweck verfolgt, sich die Zwecklosigkeit als das Paradies des Menschenlebens ausmalt, und sich kein lieberes Genrebild ersinnen kann, als einen vergnügten Menschen, der auf der Welt nichts zu thun hat, als träumerisch ins Blaue hinauszusehen, seine Pfeife zu rauchen, wenn er gerade einmal Lust hat, die Blumen zu begießen, und der hübschen Nachbarstochter, die möglicherweise eine Gräfin oder auch eine Jose sein kann, einen Strauß zuzuworfen. Diese löblichen Beschäftigungen bei hellem munterm Sonnenscheine in einer Zeit, wo die Bäume im frischesten Grün prangen, und man sich nicht die Mühe zu geben braucht, den Ofen zu heizen, wo man an das geschäftige Treiben der Welt nur durch herumziehende Prager Musikanten und derbe Fuhrleute erinnert wird, machen einen sehr heitern Eindruck, und man fühlt sich behaglich, wenn man über die Normalität seines Zustands auch nicht ganz im Reinen ist. Charakteristisch für Eichendorff ist das in seinen Novellen häufig vorkommende Gähnen, nicht das verdrießliche Gähnen der Langeweile, sondern das glückliche Gähnen eines in seinem Innern zufriedenen Müßiggängers, der bereits eine unerhörte Anstrengung gemacht zu haben glaubt, wenn er die Kinnbacken von einander zieht.

Die Stoffe, die Eichendorff in dieser kleinen Novelle behandelt hat, bleiben im Wesentlichen dieselben, z. B. in: „Viel Lärmen um nichts“, 1833, in: „Dichter und ihre Gesellen“, 1834. Nur tritt in der letztern noch ein anderes Moment hinzu. Aus dem unbefangenen Taugenichts wird der frei über dem Gewühl der Welt stehende Dichter, der mit Bildung und Verstand sein Nichtsthun zu

genießen weiß. Auch in diesen Stücken, weniger freilich in dem ersten, welches durch polemische und allegorische Auspielungen verkümmert wird, ist viel echte Poesie, namentlich in der Farbe und Stimmung. Es ist selten einem Dichter gelungen, das Gefühl einer warmen Sommernacht oder eines hundertjährigen Tages so lebendig in seinen Lesern rege zu machen, als Eichendorff. Er verdient darin namentlich einen großen Vorzug vor Tieck, Brentano und der übrigen romantischen Schule, mit der er in Beziehung auf die Tendenz zwar Hand in Hand geht, — ein dramatisches Spiel: Krieg den Philistern! 1824, ist ganz in der Tieck'schen Manier, — die er aber an Unmittelbarkeit und Unbefangenheit der Anschauungen und Empfindungen bei weitem übertrifft. Bei den eigentlichen Romantikern ist die specifisch poetische Welt eine gemachte, sie dient nur zur Folie gegen das verhaßte Wesen der aufgeklärten Philister. Bei Eichendorff dagegen hat sie etwas Ursprüngliches, das durch die polemische Tendenz nicht verwischt wird. Er würde an seinen Stoffen und seinen Stimmungen Freude haben, auch wenn sich die Philister nicht darüber ärgerten.

Einen Mangel aber theilt er mit den Romantikern: er kann nicht zeichnen, er kann keine bestimmten Gestalten abgrenzen; seine Romane sind ein unausgesetztes Stillsitzen, in dem die Bewegung nur eine scheinbare ist. Dies tritt bei ihm um so deutlicher hervor, da er es wenigstens im Ganzen verschmäht, durch Contraste zu wirken. Wir leben bei ihm in einem beständigen Sonntag und beständig bei gutem Wetter, in beständiger Poesie. Auf die Länge wirkt das ermüdend, und wir sehnen uns lebhaft nach einer Zeit wirklicher, zweckmäßiger Beschäftigung. Das Spiel wie der Feiertag sind nur zur Sammlung da, sie haben keinen Sinn, wenn sie nicht eine geordnete, regelmäßige Thätigkeit unterbrechen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese fixirte sonntägliche Stimmung wenigstens zum Theil daraus herleiten, daß Eichendorff geborener Katholik ist, nicht reflectirter Katholik, wie seine romantischen Glaubensgenossen. Die katholische Auffassung macht den Feiertag zum Hauptzweck und Mittelpunkt des Lebens. Die Arbeit ist ihr eine Last, deren sie sich gern entledigt. Darum ist unstreitig in katholischen Ländern das Leben, wo es nicht gerade durch übertriebenen Fanatismus verfinstert wird, im Ganzen von einer größern Heiterkeit und Mannichfaltigkeit; aber es entwickelt auch weniger Tiefe des Gemüths. Selten wird ein protestantischer Dichter einen so heitern Eindruck machen, als Eichendorff, aber der Inhalt, den man von ihm davon trägt, ist doch ein dürftiger im Vergleich zu den protestantischen Dichtern desselben Ranges, z. B. Arnim. Ja wir möchten behaupten, daß selbst das intensive, das ganze Herz durchdringende Gefühl des Feiertags eigentlich nur im Protestantismus möglich ist, wo es als Sammlung nach harter Arbeit eintritt. Ein solches Gefühl erregt z. B. das bekannte kleine Uhland'sche Gedicht: „Schäfers Sonntagslied“: es ist nur sehr wenig ausgeführt, allein so viel empfindet man doch heraus, daß die Stille und

Sammlung, deren sich der Mensch erfreut, nur im Contrast seiner gewohnten Lebensweise aufgefaßt werden muß. Das ist bei Eichendorff nicht der Fall. In seinen Liedern quillt eine Fülle üppiger Natur, aber es fehlt aller Schatten, aller Gegensatz, und darum eigentlich auch alle bestimmte Gestalt; selbst musikalisch sind sie nicht abgerundet, denn auch dazu gehört jene sinnige, andachtsvolle Stimmung, die immer noch etwas zurück hält, in der man auch in den heitersten Bildern einen dunkeln Grund der Trauer herausempfinden kann.

Eichendorff hat sich einige Male auch an das geschichtlich bewegte Leben gewagt. Wir haben von ihm drei Trauerspiele: „Meierbeth's Glück und Ende,“ 1828, „Ezzelin da Romano,“ 1828, und „der letzte Held von Marienburg“ (Heinrich von Plauen), 1830. Im Vergleich mit den Uhland'schen Dramen verdienen sie unbedingt den Vorzug, denn es sind in ihnen doch wenigstens die Empfindungen mit einer gewissen Lebhaftigkeit ausgeführt, während bei Uhland Alles im trockensten Schematismus bleibt. Aber über die Lyrik gehen sie nicht hinaus. Wo es darauf ankommt, den Charakteren eine freie, durch ihr eigenes Wesen bedingte Bewegung zu geben, erlahmt die Kraft des Dichters. Er ist nur im Stande, über sie zu reflectiren, freilich mit viel Verstand, Gefühl und Phantasie. — Etwas Aehnliches gilt von seinem Lustspiel: „die Freier,“ 1833.

Noch eine kleine Novelle müssen wir nachholen, die gleichzeitig mit dem „Taugenichts“ erschien: „Das Marmorbild“. Sie behandelt die Sage vom Venusberg mit einer für den Stoff sehr wesentlichen Modification, indem sie den Tempel der heidnischen Göttin aus dem höchst unweckmäßig gelegenen Hörselberge nach Rom verlegt, wo für die Phantasie des Künstlers die kalten Marmorbilder plötzlich Farbe und Leben annehmen, und er sich küstern in die schöne Welt des Heidenthums vertieft, bis ihn heimische Reminiscenzen erwecken. Man kann dieses kleine, sehr sauber ausgeführte Phantastestück als ein Symbol von der Bedeutung der antiken Kunst, Religion und Sitte für unsre Zeit betrachten, in welche wir uns in unsrer classischen Periode gleichfalls vollständig verloren hatten, bis uns langvergeffene und eben darum im Anfang fremdartig und unheimlich klingende Glocken- und Orgeltöne diesem Zauber entrißen. Mischte sich auch in diese christlich-gothischen Stimmen viel Gehäßiges und Fanatisches, so waren sie doch nothwendig, um uns einem Traumleben zu entreißen, in dem wir es ganz vergessen hatten, daß wir uns eigentlich in einer Schattenwelt bewegten.

Diese freie poetische Thätigkeit müssen wir nun durch seine neuesten Schriften ergänzen, die einen bedenklichen Charakter haben. Vorher geben wir noch einige Notizen über sein Leben. In Breslau zur akademischen Carrière vorgebildet, studirte er seit 1803 in Halle und Heidelberg Jurisprudenz und hielt sich nach Beendigung seiner Studien längere Zeit in Paris und Wien auf. Als der Krieg ausbrach, trat er 1813 als freiwilliger Jäger in die preussische Armee, wurde bald Officier und trat nach Beendigung des Krieges in die ge-

wöhnliche Beamten-carrière ein. 1824 wurde er Regierungs-rath in Danzig, dann nach Königsberg, später nach Berlin versetzt, und hier 1841 zum Geheimen Regierungs-rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ernannt. Außer den bereits genannten poetischen Werken sind noch zu erwähnen: „Ahnung und Gegenwart“, ein Roman, herausgegeben von Fouqué 1815, mit starkem Hineinspielen der Zeitendenzen, aber für die Charakteristik seines poetischen Schaffens von weniger Bedeutung, als die kleineren Novellen. Seine Gedichte, die früher zerstreut erschienen waren, zum großen Theil als Episoden in seinen Novellen, wurden zuerst 1837 gesammelt. 1841 erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke in vier Bänden. Auch als Uebersetzer hat er sich ausgezeichnet, indem er das spanische Volksbuch: „Der Graf Lucanor“, 1840, und die geistlichen Schauspiele Calderons, 1846, bearbeitete.

In neuester Zeit hat er sich durch zwei größere Werke mit einer gewissen Bereztheit an der literarischen Polemik der Zeit betheiligt. Es sind die beiden Schriften: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuen romantischen Poesie in Deutschland“ und „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum“. Er hat den vielfachen Angriffen gegen die Romantik, die in jener Zeit theils von den rationalistischen Geschichtsschreibern, theils von der jüngern Schule Hegel's ausgingen, mit einem gewissen Selbstgefühl ein romantisches Glaubensbekenntniß entgegengesetzt, er hat aber zugleich die sogenannte romantische Schule und die ganze Kunstperiode, die mit ihr in Verbindung steht, mit fast eben so großer Lebhaftigkeit angefochten, nicht vom Standpunkt des Nationalismus, sondern vom Standpunkt der „wahren“ Romantik aus. Sie sind in ihrer Tendenz von einer unerhörten Einseitigkeit, und was die Ausführung betrifft, so findet man von einer gewissenhaften Kritik und selbst von der gewöhnlichen wissenschaftlichen Gründlichkeit keine Spur; aber sie sind doch nicht ohne Geist geschrieben, und es ist der Mühe werth, etwas näher darauf einzugehen, um so mehr, da die von ihm gerügten Uebelstände der deutschen Literatur nur zu sehr den wirklichen Verhältnissen entsprechen, wenn auch das von ihm vorgeschlagene Heilmittel Nichts werth ist.

Schendorff sucht für die Zerfahrenheit in der deutschen Literatur wie im deutschen Leben als erste Quelle den Protestantismus. Sobald man einmal angefangen habe, die alten sicheren Stützen des Glaubens umzustößen und sie durch das eigene Gefühl zu ersetzen, sei die nothwendige Folge gewesen, daß jedes Individuum den Mittelpunkt der Welt in sich selber fand, und daß im Denken wie im Empfinden sich eine chaotische Verwirrung über das glaubenlose Zeitalter verbreitete. Auf diese Weise findet er nicht bloß die Extravaganzen der neuesten Literatur, sondern auch diejenigen Werke, die wir als die Blüthe unsrer nationalen Kraft zu betrachten gewohnt sind, im innersten Kern faul und von einer bösen Krankheit angefressen. Vor allen Dingen ist es Goethe, an dem er die Verderb-

niss des Zeitalters nachzuweisen sucht. Vieles in seinen Vorwürfen stimmt mit dem überein, was schon früher von Novalis, so wie von Pustfuchen gegen den Lieblingsdichter der Nation aufgestellt war. Der eine hatte vom Standpunkt der supranaturalistischen Mystik den Dichter als Enthelliger der Poesie angeklagt, weil er die tiefgeheimnißvolle Romantik des Herzens, die er sehr wohl zu empfinden im Stande war, dem ganz trivialen Weltlauf aufgeopfert habe, der Andere hat im Gegentheil im Namen des gesunden Menschenverstandes und des natürlichen christlichen Gefühls gegen Goethe's Individualismus geeifert, der zu Gunsten einer selbstgefälligen Schönseeligkeit dem Gesetz und der Sitte Trotz geboten habe. So entgegengesetzt diese Standpunkte sind, so fallen sie doch in ihren Resultaten häufig zusammen, und Eichendorff vereinigt Beide. Bald greift er mit rationalistischen Gründen die Willkür des genialen Empfindens an, bald predigt er im Namen des unsichtbaren Heiligthums gegen eine in das Gesetz dieser Welt verstrickte Denkweise. Es wird den Verehrern Goethe's schwer werden, alle diese Vorwürfe zurückzuweisen, aber Eichendorff, wie alle Gegner Goethe's haben Eines übersehen, daß, so oft sich auch der Dichter in Verhältnisse eingelassen hat, die er nicht befriedigend zu lösen im Stande war, doch überall sich eine feste, gesunde und segensbringende Sittlichkeit ausspricht, die in uns das Gefühl der Schönheit erregt, und daß, wenn er eine individuelle Krankheitsgeschichte darstellte, er sich sehr wohl darüber bewußt war, daß er es mit einer Krankheit zu thun hatte. Das ist einer von den wesentlichen Unterschieden zwischen Goethe und unsrer jüngern Literatur.

Vollends thöricht ist es aber, was man an Goethe mißbilligt, aus dem Protestantismus herzuleiten. Unter allen größeren Dichtern der neuern Zeit spricht sich der Geist des Protestantismus in keinem so wenig aus, als in Goethe; denn der Protestantismus ist nicht blos etwas Negatives, er hat einen sehr bestimmten Inhalt des Glaubens, und dieser ist der Spinozistischen Denkart, die Goethe's Lebensatmosphäre bildete, geradezu entgegengesetzt, viel mehr entgegengesetzt, als der Katholicismus.

Aus der allgemeinen Anklage gegen eine ganze große Periode der Literatur wird um so weniger, je mehr man sich bestreht, die Verirrungen derselben aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuleiten. Man verirrt sich nicht nur mit seiner Reflexion in unfruchtbare Sophismen, man wird zuletzt auch vollständig blind gegen die Thatsachen. Der katholisch gebliebene Theil Deutschlands hat in der Literatur so gut wie gar Nichts zu Tage gefördert, und das katholische Frankreich hat die Anarchie in den Ideen, über welche sich Eichendorff so bitter beklagt, auf eine viel schlimmere Weise gefördert, als unsre moderne Kritik, während das protestantische England trotz aller Auswüchse im Einzelnen den festen sittlichen Stamm seines Volkscharacters niemals verlassen hat.

Es ist überhaupt Zeit, daß die Kritik ihre allgemein gehaltenen Kategorien

aufgiebt. Wenn Eichendorff die Fahne der Romantik aufpflanzt, so ist der Inhalt, den er vertritt, doch keineswegs mit dem Glaubensbekenntniß der romantischen Schule übereinstimmend. Was die romantische Schule für Deutschland so schädlich gemacht hat, war die Willkür und Unstetigkeit in ihren Gesichtspunkten, der subjective Hochmuth, mit welchem sie sich ein eigenes Ideal, einen eigenen Himmel aufbauen wollte, und ihre verkehrte Auffassung von der Kunst, die sie dem wirklichen Leben entgegensetzte, während die Kunst doch nur die Erfüllung und Rechtfertigung des wirklichen Lebens sein soll. Gegen diese Zuchtlosigkeit, die sich später in ihren Nachfolgern, den Jungdeutschen, noch viel mehr herausgestellt hat, werden wir fortfahren müssen in die Schranken zu treten; was aber die stofflichen Gegensätze betrifft, zu deren genauerer Erwägung sie Anlaß gegeben hat, gothisch oder griechisch, christlich oder heidnisch, realistisch oder idealistisch, — das Alles sind Fragen, von denen man jede für sich behandeln muß, die von dem allgemeinen Princip der Schule aus nicht einmal eine genaue Verständigung, viel weniger eine vollständige Rechtfertigung finden. Wenn wir uns in unsrer Literatur wie in unsrem Leben zu einer größern Gesundheit entwickeln wollen, so werden wir diese Versuche von dem Boden aus anstellen müssen, auf dem wir einmal stehen, dem Boden des Protestantismus und der durch die antike Welt vermittelten Bildung. Zeitlose lebenswürdige kleine Genrebilder wie die Eichendorffschen werden zwar immer zu einem vortrefflichen Schmuck unsres Musentempels dienen, aber eine Säule daraus machen zu wollen, auf der nur das kleinste Gewölbe ruhen könnte, wäre ein thörichtes Unternehmen.

G a v a r n i.

Wir haben oben darauf hingedeutet, daß man nur zu leicht in den Fehler verfällt, den Begriff der Gemüthlichkeit auf einen engen Kreis willkürlich einzuschränken. Es ist mit dem Humor etwas Aehnliches. Allgemein herrscht bei uns die Ansicht vor, die Franzosen seien ein des Humors unfähiges Volk. Wenn man das bloß von der neuern Literatur behauptete, so würde sich wenig dagegen einwenden lassen, denn durch die französische Akademie, durch die Prediger des 17. und die Encyclopädisten des 18. Jahrhunderts ist der Sprache ein so anathematisch-militärischer Charakter aufgeprägt worden, daß sie nur noch die gerade Linie kennt, und diese widerstrebt allem Humor. Zur geistreichen Conversation, zum Witz und zur Beweisführung, ja auch wohl zur eigentlichen Beredtsamkeit ist die französische Sprache so geeignet, wie keine andere, aber zu jener ungenirten Bequemlichkeit, die von dem Wesen des Humors unzertrennlich ist, scheint ihr